Neffen. Er liebt Deine Nichte aufrichtig, sie ihn auch, wie er mir sagte. Wollen Sie, willst Du Deine Einwilligung geben?" — Lisa schwieg. — „Lisa", setzte er bedeutungsvoll hinzu, „auch zwischen uns hat sich einst ein Assessor gedrängt!"

„Wir wollten nicht von uns sprechen", sagte Lisa leise, fuhr indes ruhig und bestimmt fort: „Aber da Du mich für die Schuldige zu halten scheinst, so ist es doch wohl nötig, daß ich mich heute, nach 12 Jahren, rechtfertige und deshalb jene Zeit berühre. — Mein Vater war es, der mir einen anderen aufdrängen wollte. Ich aber wehrte mich dagegen, so sehr ich konnte. Du warst damals ein sehr großer Hitzkopf und meintest, wenn ich nicht sofort mit Dir durchbrannte, oder Gott weiß was tat, ich liebte Dich nicht. — Bist fort von mir ohne Abschied und „Auf Wiedersehen!" . . . Jetzt ist mein Vater tot!"

„Und Du, Lisa?" — Eckbrechts Stimme schwankte sehr.

„Ich siedelte auf des Vaters Landsitz über und wartete — 12 Jahre!"

Eckbrecht fand nicht die richtigen Worte. Er hatte anders mit ihr zu reden gehofft — als Fordernder, — nun hatte sie ihn zum Sünder gemacht. Er wollte wieder auf Rich zu sprechen kommen und begann deshalb: „Lisa, willst Du — wie Dein Vater mir — so meinem Neffen einen Riegel vor sein Glück schieben?"

„Ich sage Dir, Eckbrecht: Würde Dein Neffe von Grete gehen, wie Du von mir, so verdiente er es nicht besser."

Da hatte er's wieder. Eckbrecht suchte nach einem Ausweg. — Zu was Ausweg. — Die Natürlichkeit schien ihm jetzt am geratensten. — Zum ersten Male sah er in Lisa's hübsches Gesicht, seine Augen blickten in der alten Zuversichtlichkeit: „Lisa, Du selbst sagst, daß ich damals noch ein großer Hitzkopf gewesen. Jetzt — jetzt, nachdem Du mich über alles aufgeklärt, muß ich mich selbst einen Toren schelten." — Lisa lächelte und ermutigt fuhr er fort: „Glaubst Du, Lisa, ich . . . wir könnten das Versäumte noch nachholen?"

„Wenn Du jetzt vernünftig bist, Eckbrecht — ja!"

„Na also, Lisa!" — Er hatte den richtigen Ton wiedergefunden. Und als sie ihn mit einem so wohlbekannten Schelmengesicht anlächelte, sagte er noch einmal im Tone vollster Ueberzeugung: „Herrgott ich war wirklich ein Esel!"

„Ja, Eckbrecht, das warst Du!" — Und damit sich Dein Neffe dasselbe nicht auch später mal sagen muß, so werde ich ihm wohl Grete geben müssen."

„Lisa, Du bist ein Prachtmädel!" Und da sie zufällig nicht im Bereich der hellerleuchteten Biwakskeuer gingen, faßte er ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte herzhaft den willig gewölbten Mund. — —

Die zwei Verlobungen, die an dem Abend vor dem Bataillonszelt bekannt gegeben wurden, sollen mancher „Pulle" den Hals gebrochen haben, während die Tische und Stühle ganz blieben, dank der Vorsorge des tätigen Peters. — Nur der Assessor soll in einem gewissen Moment hinterrücks vom Feldstuhl gefallen sein.

Das war aber auch alles.

Gesundheitspflege.

* **Die Zellersche Krebsbehandlung.** Unser medizinischer Mitarbeiter schreibt uns: Unter den zahlreichen Krebsheilmitteln, die in der letzten Zeit in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, hat die Behandlungsweise des württembergischen Arztes Dr. Zeller deswegen besondere Aufmerksamkeit erregt, weil die der Vorführung der behandelten Kranken beiwohnenden zahlreichen Aerzte sich sehr günstig über die Erfolge ausgesprochen haben sollen. Ueber die Art des von Dr. Zeller eingeschlagenen Verfahrens war bisher nichts bekannt. Nun berichtet der Stuttgarter Obermedizinalrat Dr. Scheurlen, daß es sich um eine Behandlung mit einer Paste handle, die aus arseniger Säure, Kohle und Zinnober besteht. Die Wirkung der arsenigen Säure auf Geschwürprozesse und gewisse Hautkrankheiten ist seit langem bekannt, und auch von dieser oder einer ähnlichen Paste ist schon häufig Gebrauch gemacht worden. Gleichwohl sind die Erfolge Dr. Zellers recht erheblich und bemerkenswert, wenngleich sich darüber vorläufig garnichts sagen läßt, ob man es mit wirklichen Heilungen zu tun hat, oder ob über kurz oder lang Rezidiven folgen werden. Das Anwendungsgebiet der Zellerschen Paste ist übrigens beschränkt, denn sie eignet sich nur zur Behandlung äußerer oberflächlicher Karzinome wie Haut-, Gesichts- und Brustkrebse. Bösartige Neubildungen im Magendarmkanal können nicht in Angriff genommen werden. Innerlich gibt Dr. Zeller seinen Patienten ein Kieselsäurepulver. Leider ist die Behandlung mit der Paste ziemlich schmerzhaft.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 36: „Waldmeister".

Richtige Lösungen ging ein 114. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 134. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Agnes Bittpow, Marianne Michael, R. Schmidt, Blanda Schellenberg, Fritz Reuter, Marie Gehle, M. Becker, Robert Schütz, Margarete Krüger, Albert Schmidt, Kurt Hallup, Anna Bittstock, Elsa Zitzmann, E. Wilke, Frau Anne Sandau, Werner Ladwig, Friedrich Deparade, Bertha Peter, Helene Primm, Franz Flaschel, R. Kipp, Paul Münch, Elisabeth Rost, O. Seydel, Frau Emilie Weingardt, Hans Roth, Arthur Wernicke, Geschwister Böhm, Fritz Dieß, Margarete Korb, Elisabeth v. Rüdiger, Frau J. Arndt, Louis Reuter, B. Krebs, Arno Lüders, Kurt Linke, Klara Leßler, Hermann Flügel, Martha Stock, Charlotte Flatz, Frau Dr. Lüdden, F. Köhler, M. Gabelick, C. Leirich, Frau Hagemann, Frau Agnes Erny, Rosa Utescher, Luise Siller, Fr. Hedwig Schmidt, P. Kuhnt, Wilh. Schrader, Frau Hedwig Seidemann, Ernst Herm, E. Eisold, Frau Käthe Wickert, Gerhard Heynemann, Gertrud Böge, Gertrud Blum, W. Neußig, Aldo Grafendorff, Karl Döling, Fritz Eitz, Gertrud Sramm, L. Gärtner, Margarete Schmiljun, Käthe Breitter, Klara Fische, Emma Lehmann, Frau Dr. E. Kiesmann, R. Schauer, P. Hartie, Marianne Gauß, Oskar Hauke, Frieda Gauch, Karl Schütze, Frau Agnes Köker, Oskar Schiller, Dora Kluge, A. Schellenberg, Willi Knoche;

von auswärts: M. Rachwitz-Beyersdorf, H. Teubner-Selbitz, Frau Marie Butzmann-Belleben, Friedrich Schwenkert-Dessau, Ferdinand Klöpzig-Köckern, R. Dämmichen-Radis, W. Blühendorf-Ammendorf, Margarete Butzmann-Ermsleben, Helene Freund-Reinstedt, Albert Schmidt-Weißenfels, Oskar Dietrich-Wernigerode, Walter Ulrich-Wörmlitz, Herm. Kulk-Biebe, Briska Sitte-Größ, Elly Lehnhardt-Benkendorf, F. Jeschke-Usedom, H. Lehmann-Löbejün, Oswald Hochheim-Wörmlitz, Dr. Ing. Randhahn-Oberröblingen, Tony Deutschbein-Hannover-Linden, M. Zenker-Merseburg, Hedwig Fiedler-Merseburg, Erich Laue-Jeßnitz, Curt und Anni Kasbrück-Stochwitz, Richard Rüßlmann-Körbig, Arthur Leimung-Ranen, Hermann Schwartz-Peine, Willy Wünsch-Körbig, Frau Marie Handelhardt-Merseburg, Franz Sträß-Bitterfeld, F. Heergesselle-Körbig, W. Küster-Nietleben, Paul Rutz-Dölau, Otto Herz-Nietleben, Martha Schulze-Gräfenhainichen.

Die Prämie: Novellen von Gabriele d'Annunzio

entfiel auf **Marta Stock**, hier.

Rätsel.

Von A. H.

„Atmest Du mit mir die süßen **Düfte**",
Singt der Gralsritter, zu Elsa gewandt,
Sicher entströmten dazu durch die Lüfte
Duftwolken dem Wort, das mit **f** uns bekannt.
Auch das Auge ruht voller Entzücken
Staunend am Wort, das so schön ihm erscheint,
Und willst Du jemand besonders beglücken,
Reich nur das Wort ihm, zum Strauße vereint.
Aber, o wehe! verändre ein Zeichen,
Wandle das **f** in ein **f** einmal um,
Nimmer die Düfte mehr Wohlgeruch gleißen,
Schaudernd dreht Du zunächst Dich herum.
Schrecklich wird's Lunge und Nase empfinden,
Wenn schwarzer Rauch von dem Wort Dich umqullt,
Erst wenn das alles verscheucht von den Winden,
Zeigt das Wort sich in freundlichem Bild.

Prämie: „Aus fernen Landen" interessante abenteuerliche Geschichten von Fogowitz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von J. Berger.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 35.

Dreizüger von R. Weinheimer.

1. f2—f3 1. Sa5—c4
2. Td4—d5+ 2. Beliebig.
3. Se2—b4+, Td5—f5 matt.

Auf 1. . . ., Sa4—c6 folgt 2. Td4—d5+ usw.; auf 1. . . ., Le2 n. f3 2. Td4—c4+ usw.; auf 1. . . ., b3 n. c2 2. Td4—d3+ usw.; auf 1. . . ., Ke5—f4 2. Lb2—c1+ usw.; auf 1. . . ., beliebig 2. Td4—d3+ usw.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 37 Halle a. S., den 15. September 1912

Die indianischen Brüder.

Aus den Schneewüsten Kanadas von **A. G. Kayser.**

Wie aus dem nachstehenden, von ihm selbst erzählten abenteuerlichen Erlebnis eines jungen Hamburgers hervorgeht, hat sich ein Teil der alten Indianerromantik erhalten bis auf die neuere Zeit.

Es war um die zweite Hälfte des besonders harten Winters im Jahre 92. Ich war der einzige Sohn eines Hamburger Großkaufmanns; abenteuerlustig übers große Wasser gegangen, und endlich nach dem äußersten Norden Kanadas verschlagen worden.

Hier in der Militärstation Fort Shannop-Point stand ich als Subalternoffizier der Miliz der Unionstruppen, unter der Führung des im Dienste ergrauten Obersten Wilson. Unsere Abteilung war aus Söhnen aller Herren Länder zusammengesetzt, die wenigsten darunter waren Amerikaner; Irländer, mexikanische und französische Mischlinge; ich war der einzige Deutsche unter ihnen. Zwei Kameraden im gleichen Range wie ich, waren ein Norweger und ein Däne.

Das Fort lag nördlich am gewaltigen Huronsee, dort wo der große Schlangensee seine schlammigen Fluten in ihn ergießt; auf viele Meilen in der Runde hatten wir keinen Anschluß an bewohnte Bezirke.

War das Leben hier in der todestraurigen Einsamkeit während des kurzen Sommers einigermaßen erträglich, so wurde es während der ewig langen Wintermonate zur Qual. Es bot dem Auge und der Seele nichts als das schauerliche Einerlei des unwirtlichen Schneetuches mit dem meist graubleiernen Himmel darüber, abgeschnitten von aller Welt. Diese hatte uns vergessen, wir aber nicht sie. Allabendlich saßen wir vier, der alte Oberst und wir drei Subalternen, in dem für uns reservierten Winkel der verräucherten Wachtstube und tauschten Berechnungen aus, wie lange wir noch zu harren hätten, bis die ersehnte Ablösung eintraf. Der Norweger erzählte von seinen stillen Fjorden, seinen trauten Almenhütten mit den blauäugigen Dirnen darin, der Däne bekam glänzende Augen, wenn er der donnernden Wogen des Kattegats gedachte; ich flocht Erinnerungen darein, wie schön es da draußen in der Zivilisation mit ihren Freuden und Genüssen in der alten und vornehmen Hansastadt sei. Oberst Wilson lächelte seltsam zu unserer Träumerei. Er hatte sein Weib und seine beiden Kinder, die vor Jahren von aufständischen Sioux erschlagen wurden, hier im Fort in die Erde gebettet. Er hatte das Anerbieten der Ablösung für immer abgeschlagen. Die Einsamkeit war ihm lieb geworden und er gedachte sein Leben hier zu beschließen.

Während des Sommers kamen öfters Boote den Huronsee von Detroit herunter und brachten Nachrichten aus der Welt. Aber nur einmal während des langen Winters herrschte im Fort große Aufregung und zwar während der Zeit, wo die auf Schneeschuhen reisende indianische Post fällig wurde. Tag für Tag lugten wir dann nach unseren kupferfarbenen Postboten aus, um sie oft enttäuscht nach Hause zurückzukehren. Eines Morgens, als die Sonne eben fern am Horizont emporgetaucht war, schrie Sergeant Patterson vorschriftswidrig laut auf: er hatte in der dämmerigen Ferne die heranschießenden vermummten Gestalten unserer Freudenboten entdeckt.

Eine Stunde später wurde von Oberst Wilson der Postkoffer geöffnet und die Ankömmlinge, zwei Brüder, Chingoos und Ahcooc, vom indianischen Stamme der Huronen, setzten sich zur Rast am Herdfeuer nieder. Meine beiden Kameraden erhielten Grüße aus der Heimat und auch mir überreichte der Vorgesetzte ein Schreiben. Zu meiner Freude erkannte ich die Handschrift eines im Hauptquartier in Buffalo zurückgelassenen, durch viele gemeinsame Gefahren erprobten Freundes. Aber mit tiefem Schrecken ließ ich die Hand sinken, als ich den Inhalt durchflogen hatte.

Leutnant Wolkonsky teilte mir mit, daß er durch Verkettung von Umständen in den Verdacht eines vor längerer Zeit verübten Verbrechens geraten sei und binnen kurzem vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Er beschwor mich flehentlich, ihn zu retten, da ich der einzige sei, der durch mein Zeugnis seine Unschuld zu erweisen imstande wäre. Wir hatten damals zusammen weitab vom Schauplatz des Verbrechens der Bärenjagd obgelegen. Ich solle augenblicklich Urlaub nehmen und ihm zu Hilfe eilen.

Oberst Wilson war bereit, mir diesen auf längere Wochen zu erteilen, machte mich aber warnend darauf aufmerksam, daß ich in dieser Jahreszeit mein Leben dabei aufs Spiel setze. Der Weg sei ein sehr weiter, berühre keinerlei Ansiedelungen und führe durch meilenweite undurchdringliche Wälder und endlose, allen Winterstürmen preisgegebene Schneewüsten. Ich könnte mein Ziel nur dann zu erreichen hoffen, wenn ich mich den Huronen anschließen würde. Ich erklärte, daß es sich um Ehre und Leben eines lieben Waffengefährten handle, wo alle Bedenken schweigen müßten. Ein warmer Blick blitzte aus den Augen des alten Soldaten, er reichte mir die Hand und ließ mich ziehen.

Ich war jung und an Anstrengungen gewöhnt. Gewiß war ich zu leisten imstande, was die Indianer vermochten, und mit Tagesanbruch brachen wir auf.

Ich hatte mich genau so equipiert, wie meine Führer. Mein Gepäck bestand, da unser Hauptzweck Eile war, nur aus einer Decke und einem Bärenfell. Stets geladene Büchsen für etwa zum Schuß kommendes Wild auf dem Rücken, Schneeschuhe an den Füßen, so schossen wir hinaus in die winterliche Wildnis. Den Huronen war ein Extrageschenk versprochen, für den Fall, daß wir zur rechten Zeit Buffalo erreichten.

Von seltsamer Heiterkeit waren bei dieser sonst so ernsten Rasse die beiden schlanken Indianer, und die Langweiligkeit des Weges suchten sie durch allerlei lustige Streiche zu kürzen, über welche sie dann lachten, daß die stillen Wälder von ihrem Frohsinn widerhallten.

Ahcooc, der jüngere der Brüder, war der lustigste und tätigste und wie müde wir auch waren, wenn wir für die Nacht Halt machten, lachte und scherzte er, wenn er mit seinem Tomahawk das Immergrün abhieb, welches unter unseren Bärenfellen als Lager diente.

Als wir sieben Tage unterwegs waren und wie Chingoos erklärte, die größere Hälfte des Marsches hinter uns hatten, begannen mir die Füße anzuschwellen und der Reflex des Lichtes auf den Schnee entzündete mir schmerzhaft die Augen. Groß war daher meine Freude, als eines Morgens beim Erwachen der Himmel mit düsteren Wolken bedeckt war. Die Huronen jedoch machten bedenkliche Gesichter. Wir waren an einer weiten Fläche angelangt, die wohl ein schneebedeckter, zugefrorener, gewaltiger See sein mochte. Dichte Schneeflocken begannen langsam durch die Luft zu wogen, um in kurzer Zeit Wald und See mit ihrem Schleier zu verhüllen und aus der Ferne könnte ein unheimliches Brausen herüber.

„Wir müssen", rief Chingoos, „den Wind im Gesicht behalten, sonst kommen wir niemals hinüber!" Bereits wurde die Schneelast auf unseren Füßen zum Hindernis, das jeden Augenblick wuchs, bis wir uns fast nicht mehr weiter schleppen konnten. Der zum Wirbelsturm angewachsene, messerscharf daherrasende Schnee hüllte uns Gesicht und Körper von allen Seiten ein, wir schienen verloren. Ich glitt nur mechanisch weiter, der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirn und eben wollte ich mich resigniert zu Boden gleiten lassen, als Chingoos einen schwachen Freudenruf ausstieß: er war mit den Schneeschuhen an einen Baum gestoßen und schon wurde auch im Schneenebel ein Föhrendickicht sichtbar. Wir hatten das Ufer erreicht, krochen hinein und waren für diesmal gerettet. Stundenlang noch raste der Sturm, endlich schlief er ein und die untergehende Sonne tauchte See und Wald in brandroten Schein. Die Indianer erklärten, daß der Sturm während der Nacht wieder losbrechen würde und wir beschlossen, im schützenden Dickicht zu bleiben. Wir machten uns daran, mit unseren Tomahawks die Zweige abzuschlagen und richteten davon unser jüdisches Lager her. Unterdessen hatte Chingoos eine lustig

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120915024/fragment/page=0001

Flamme aus dem Schnee hervorgezaubert. Zu essen hatten wir nur wenig, da in den letzten Tagen das Wildpret ausgeblieben war; Chingoos wollte aber Schlingen legen für die Nacht, vielleicht daß wir ein Paar arktische Hasen einfingen. Nach Einbruch der Nacht fing es wieder an zu stürmen, und obwohl ich bedeckt war, fühlte ich durch den vorderigen Schneeausbruch die Kälte umso intensiver. Meine Freude war aufrichtig, als ich den ersten Schimmer der Morgendämmerung erblickte und aufstande war, mich zu erheben und meine Gefährten zu wecken. Beide sahen erfrorener aus, wie ich selbst, und namentlich Ahcooc zitterte wie im Fieber, doch ein wenig warmer Kaffee belebte ihn wieder. Da die Schlingen leer geblieben waren, blieb uns nichts anderes übrig, als mit nüchternem Magen unsere Reise fortzusetzen. Als wir dabei waren, unsere Schneeschuhe anzuschnallen, tanzten schon wieder einige Flocken in der Luft herum und durch die Erfahrung gewarnt, entschloß ich mich mit schwerem Herzen, im Lager zu bleiben. Es währte auch nicht lange, da machte uns der kranke Ahcooc neue Sorge. Er fing an zu husten und klagte über Luftmangel. Stunde um Stunde wurde es mit ihm schlimmer, und als abermals die Nacht hereinbrechen wollte, wurde der Leidende von einem heftigen Schüttelfrost befallen. Ich ahnte, daß der arme Bursche den nächsten Tag nicht überstehen würde und noch war der junge Morgen nicht ganz heraufgezogen, als sich Chingoos besorgt über den Bruder beugte, der plötzlich stille lag. Er rief ihn ängstlich an, in einer Sprache, die ich nicht verstand, aber deren Ausdruck mir das Wasser in die Augen trieb. Da streckte der Sterbende dem Bruder die Hand entgegen, und Chingoos, den stoischen Gleichmut seiner Rasse vergessend, brach in Tränen aus. Jetzt drückte sie schluchzend an seine Brust und als er sie losließ, fiel sie kalt und steif in den Schnee. Stundenlang sprach Chingoos kein Wort, und starrte auf den Toten. Da die Erde zu hart war, waren wir gezwungen, ihn tief in den Schnee zu betten, bis sein Bruder im Frühjahr zurückkehrte, ihn zu begraben. Der Himmel hatte sich inzwischen aufgeklärt und wir reisten weiter, doch es wurde von nun an eine traurige Wanderung. Auch ich vermißte den fröhlichen Jüngling und der Weg erschien mir noch einmal so lang.

Gegen Abend trafen wir zum ersten Male auf unserer Reise die Spuren eines menschlichen Wesens, eine breite Spur von Schneeschuhen begleitete uns auf unserer Bahn. Chingoos sah aus den Spuren, daß es ein Indianer war, der uns voranging und in kurzer Zeit holten wir diesen ein. Es war ein herkulisch gebauter finsterer Irokese im geflickten Jagdkleid; im Gürtel stak Beil und Messer. Die Indianer begrüßten sich mit ernster Höflichkeit, doch trotz aller Würde glaubte ich einen Freudenschimmer in den wilden Augen des Fremden aufblitzen zu sehen.

Da er am nächsten Tage den Weg zu gehen hatte, wie wir, schloß er sich uns an, wenn mir sein Aeußeres und Wesen auch wenig gefiel. Und so konnte ich auch nichts dagegen tun, als er bei der Rast sein Lager neben dem meinen aufschlug. Beim Lagerfeuer hatte ich Gelegenheit, unsere neue Bekanntschaft zu betrachten. Er war muskulöser, als ich irgendeinen seiner Rasse gesehen. Sein Benehmen war trotz seiner schmutzigen Erscheinung stolz und in seinen Augen funkelte ein seltsames Feuer. Er versuchte mit Chingoos im Indianerwelsch zu plaudern, doch der arme Junge wußte nichts anderes zu erzählen, als von dem traurigen Schicksal seines geliebten Bruders, das der Irokese mit gerunzelter Stirn, aber anscheinend mit wenig Teilnahme anhörte. Dann begann er seinerseits zu erzählen, des Idioms aber nur wenig mächtig, verstand ich ihn nicht ganz, vernahm aber daraus etwas, was mich stutzig machte. Er erzählte von einem stolzen Krieger mit Namen Macahuhse (der starke Baum), der von der Jagd heimkehrend seine Squaw und seine Kinder von feindlichen Indianern erschlagen fand. Zornig darüber nahm Macahuhse Rache an allen und nahm ihnen die Skalpe. Mit Ausnahme eines Einzigen. Dieser eine war entflohen und seitdem suche ihn Macahuhse zähnefletschend in den Wäldern. Macahuhse erschlägt jeden Huronen, den er trifft, so daß der Schurke zuletzt durch sein Messer fallen muß. Chingoos horchte mit atemloser Aufmerksamkeit auf jedes Wort. Ich lag im Halbschlaf neben dem Feuer, als ich durch die plötzliche Frage des Fremden, ob Chingoos den „starken Baum" je gesehen habe, aufgeschreckt wurde. Der junge Huronе antwortete verneinend.

„Du lügst!" donnerte der Irokese aufspringend. Ich bin Macahuhse und im selben Moment stieß er meinem Gefährten sein Messer in die Brust. Ich stürzte mich wutentbrannt auf ihn und packte seinen rechten Arm. Ein gewaltiger Ruck und er war frei. Jetzt stach er auf mich ein und ich schien verloren. Der erste Stoß traf jedoch nur meinen linken Arm und der Pelzrock hatte den Stoß gemildert. Chingoos hatte die Gefahr für mich erkannt, er fand noch soviel Kraft, mit den Füßen nach dem Irokesen zu schlagen und dieser rutschte im Schnee vornüber. Jetzt packten wir uns beide und ein Ringen auf Tod und Leben begann. Da blitzte das Messer abermals über meinem Kopf, glühend bohrte sich das wilde Auge meines Feindes in das meine, da gelang es mir im letzten Augenblick, meinen Revolver aus dem Gürtel zu reißen und der Irokese schlug, getroffen, rücklings zu Boden. Mein erster Gedanke war mein armer Führer. Seine Wunde war nicht tödlich. Ich zerriß mein Taschentuch, verband ihn so gut ich vermochte und legte ihn auf sein Lager. Meine eigenen Wunden waren zahlreich, aber weniger gefährlich. Ich wusch sie und band den Rest meines Taschentuches darüber, machte das Feuer zurecht und warf mich an der Seite des stöhnenden Chingoos nieder.

Am nächsten Morgen war er wegen des starken Blutverlustes sehr schwach, starb er, war auch mein Untergang in den Wäldern gewiß. Jedoch des auf meine Hilfe bauenden Freundes gedenkend, ging ich unverzagt ans Werk, begrub den toten Irokesen in eine Schneebank, sammelte Holz, schoß einen Hasen, richtete ihn zu und kehrte dann an das Lager meines verwundeten Führers zurück. Das Wundfieber trat nicht allzu stark auf, doch sahen wir beide ein, daß er vor Wochen die Reise nicht weiter fortsetzen konnte. Chingoos bat mich flehentlich, ihn seinem Schicksal zu überlassen, das aber hätte ich keinem Feinde antun können, viel weniger ihm. Pulver und Blei nahmen bedenklich ab. Nach einiger Ueberlegung nahm ich die Schneeschuhe und machte mit Hilfe eines Bärenfells einen Schlitten zurecht, der sowohl Chingoos wie unsere Vorräte aufnehmen konnte. Stolz stand ich am andern Morgen auf, erquickte meinen Pflegling mit Kaffee, dann legte ich ihn in den Schlitten und setzte nach viertägigem Aufenthalt meine Reise weiter fort. Es war mühselige Arbeit, diesen schwerfälligen Schlitten zu ziehen, aus dem der kranke Indianer herausschaute, um mir da und dort den Weg zu zeigen. Manchmal glaubte ich den Kampf aufgeben zu müssen, ich hätte keinem zweiten Macahuhse Widerstand leisten können. Es wäre mir gleichgültig gewesen, wenn ein neuer Schneesturm gekommen wäre, und uns in den ewigen Schlaf gebettet hätte. Endlich war ich so erschöpft, daß ich nach eines Tages schon um Mittag nach einem passenden Platz für das Nachtlager umsah, von der Hoffnung beseelt, nach einer längeren Rast mit frischeren Kräften am nächsten Morgen aufbrechen zu können. Plötzlich wies Chingoos mit den Fingern auf eine kaum merkbare dünne Rauchsäule, die in der Ferne in einer Lichtung emporstieg. Wir waren gerettet, denn der Rauch kam aus der Hütte eines Ansiedlers. Der Mann nahm uns freundlich auf und nach fast vier Wochen schliefen wir wieder unter einem schützenden Dach.

Am nächsten Morgen spannte er sein Roß vor einen Leiterwagen und brachte uns ins Hauptquartier. Wir kamen am Tage des Termins im Lager an und mein Kamerad Wolkonsky preßte tief bewegt die Fäuste an seine Brust, als ich in meinen abgetragenen Lumpen, mit abgezehrtem Gesicht, entzündeten Augen und geschwollenen Füßen in den Gerichtssaal humpelte; die Richter waren eben bereit, sich zum Urteil zurückzuziehen. Da der Schein gegen meinen Freund sprach, wäre ihm bei den strengen amerikanischen Militärgesetzen die infame Kassierung sicher gewesen. Mein Zeugnis rechtfertigte ihn glänzend und der die Verhandlung leitende Oberarzt schüttelte mir warm die Hand, der Freund sank schluchzend mir an die Brust.

Und mein Chingoos! Wir blieben im Hauptquartier und als der Frühling kam, zog er mit Stammesgenossen hinab an den Schauplatz des Todes seines einzigen Bruders. Sie gruben für Ahcooc ein tiefes Grab an der Stelle, wo er aus dem Leben geschieden war. Doch Chingoos kehrte nie in sein heimatliches Dorf zurück. Am Grabe trennte er sich von seinen Verwandten und kam zu mir zurück und blieb bei mir, ein sanfter, bescheidener und treuer Freund, bis die Auszehrung, das Verderben seines Geschlechts, ihn von mir nahm.

Da traf nach 3 Jahren ein Brief meiner Mutter aus der Heimat ein, als sie mir schrieb, daß der Herzenswunsch meines alten Vaters, den einzigen Sohn noch einmal an sein Herz drücken zu können, unerfüllt bleiben mußte. Ich hatte Sehnsucht nach der alten Frau und kehrte unverzüglich mit Wolkonsky nach Deutschland zurück.

Der Freiwerber.

Militärhumoreske von **Heinz Heinz.**

Major Eckbrecht Walthers lag am letzten Nachmittage seines 14tägigen Standquartiers in einem 4000 Seelenstädtchen auf einem nicht gerade paradiesmäßigen Bett, um von des Morgens kärglichen Lorbeeren auszuruhen. Er lag — mit blinzelnden Augen, die Zigarette ab und zu in großem Schwunge zum Munde führend — wie ein Philosoph. Und er war in der Tat ein Philosoph, und zwar dermaßen, daß ihm die Kameraden nachsagen konnten, noch niemals sei er ernstlich mit Frauen in Konflikt geraten, demzufolge habe er auch noch niemals geliebt. — Ja, wenn der Major häßlich oder töricht oder reich gewesen wäre, so könnte man wohl diese Nachsagen für begründet halten, da er aber das Gegenteil von allen drei Eigenschaften in sich vereinigte, so wollen wir vorderhand noch ein großes Fragezeichen hinter das Steinherz des Herrn Majors setzen.

Nicht lange lag dieser, als es die Treppe heraufpolterte, durch die Tür stürzte und ohne sonderliche Etikette auf den Major losschoß: „Mor'n Onkel! Verzeih wenn ich störe! — Wichtige Angelegenheit! — Du mußt mir helfen, sonst werde ich todunglücklich."

Sprecher stand als Leutnant im Jägerbataillon seines Onkels, und zwar war es ein solcher Leutnant, der von den lieben Backfischen und auch wohl von angehenden und heiratslustigen Damen mit dem Prädikat: „niedliches, oder herziges Kerlchen" belobenamt wurde: Rosiges Gesicht — blondes geweltes Haar — lebhafte ausdrucksvolle Blauaugen und ein Figürl — ein Figürl, als ob es in die Uniform hineingegossen wäre.

Onkel Walthers war wie ein Schleuderbrettakrobat in die Höhe gefahren, nicht sowohl wegen der rohen Schlafunterbrechung, mehr noch, weil die Zigarette — wie's beim Einschlafenden zu gehen pflegt — gerade in dem Moment in den Aermel fiel, und eine unangenehme Wärme zu verursachen begann, als der Neffe sein Polterdebüt gab.

„Du bist blödsinnig geworden, Erich!" bemerkte Eckbrecht ruhig, denn er war schwer aus der Fassung zu bringen —: Na ja! — Als Soldat!"

„Nein, Onkel! — Ich bin verliebt!"

„Das warste schon oft."

„Aber diesmal sitzt's in der Zwölf vom Herzen, — ich bin ernstlich verliebt."

„Das 's 'ne Dummheit."

„Nein, Onkel, das 's keine Dummheit! — Das ist furchtbar ernst: Mein Glück — meine Zukunft — mein Leben hängt davon ab, und zwar hängt's an diesem letzten Tag, den wir noch hier sind."

„Also auf Gegenseitigkeit begründete Lebensversicherung."

„Onkel!!!" — Das Gesicht Kerlchens flammte auf wie der rote Kragen seines Ueberrockes. „Wenn Du nicht mein Onkel und Vorgesetzter wärest. . . ."

„. . . so würdest Du mich fordern," vollendete Eckbrecht seelenruhig, um mit leichtem Unwillen fortzufahren: „Also, mein Junge, so heirat' doch Deine Dulcinea! — Sechsundzwanzig bist Du — alt genug, um unglücklich zu werden. — mich aber laß mit dem Weiberzeugs ungeschoren!"

„Onkel Eckbrecht", flehte das Kerlchen in der süßesten Tonart, „heiraten will ich ja. Aber Du mußt mir dabei helfen. Du sagtest doch immer, ich sei Dir lieber als ein eigener Sohn. — Na also! — so mußt Du auch ein bißel für mich sorgen und bedenken, daß nicht alle Männer so sind wie Du —. Ein Hagestolz! was übrigens jammerschade ist."

„Eckbrecht drehte den schwarzen Schnurrbart vom alten Schlag:

„Hm, Rich, also Du bist ernstlich verliebt, — hier vermutlich, in Deinem Quartier. — Mein Sohn", fuhr den Major mit Würde fort, „hast Du Dir das auch überlegt?"

„Gewiß, Onkel! — 14 Tage!"

„Allerdings kolossal lang! — Standesgemäß?"

„Selbstverständlich — sonst wäre ich doch nicht zu Dir, meinem Kommandeur, gekommen!"

„Hast Du Deiner Dame schon Deine Liebe gestanden?"

„Ja — Onkel." Rich errötete, was seinem unschuldigen Gesicht außerordentlich reizvoll stand.

„Nun — und was fehlt noch? Denn daß das Mädel einem so charmanten lieben Kerl, wie Du einer bist, einen Korb gibt, halte ich für ausgeschlossen . . . Ach so! — also die Eltern!?"

„Nein, Onkel, die Eltern sind tot, aber eine Tante möchte gerne Greten — so heißt meine . . . die junge Dame — einen Assessor aufzwingen."

„Bei mir war's auch ein Assessor", platzte Eckbrecht heraus.

„Wie meinst Du, Onkel?"

„Richts! — Quatsch!" Eckbrecht machte eine kurze Handbewegung. — „Natürlich ist diese Tante eine Ausgeburt von einem Schemsal!?"

„Im Gegenteil, Onkel! Sie wird nicht viel über 30 sein, eine blendende Erscheinung, und wenn man sie sieht, so muß man sich sagen: Dummerkiel, muß der glücklich sein, der die Frau besitzt!" Der angebende Bräutigam geriet in Eifer.

„Denn heirat doch die Tante!"

„Onkel, nu wirste wieder zynisch. — Nö, aber für Dich wäre sie was — die Tante! Sie ist nämlich noch zu haben, was mich bei ihr ebenso wundernimmt wie bei Dir."

„Blödsinn! — Also, was soll ich eigentlich für Dich tun?"

„Du sollst eben zu Fräulein Bernhardi gehen und . . ."

„Wie . . .? Wa . . .? Bitte nochmal!" Eckbrecht hielt das Ohr hin.

„Zu Fräulein Bernhardi sollst Du gehen, zu der Tante von Grete! — Aber, Onkel, was hast Du denn? Du bist ja ganz perplex?"

Das schien tatsächlich so. Denn als der Bittende zum zweiten Mal den Namen der Tante ausgesprochen hatte, war der Major — rack's — in den Stuhl gefallen und starrte den Neffen an wie einst Hamlet seig wohl den Geist seines Vaters. — „Du scheinst ja ganz blem-blem, Onkel", bemerkte das Kerlchen wieder.

Da fuhr Eckbrecht auf: „Quatsch, Dummheit, Junge!" Wuchtig schritt er auf und ab: „Uebrigens verbitte ich mir, daß Du mich mit solch respektwidrigen Ausdrücken traktierst! . . . Eh — und was die Dame betrifft, so ist sie . . . noch ledig?"

„Ich sagte es schon; warum, Onkel?"

„Weil . . . weil es von größter Wichtigkeit ist, ob ich sie mit „Frau" oder „Fräulein" tituliere, — das heißt, wenn ich — eh — überhaupt hingehe, um für Dich den Freiwerber zu machen", setzte er verlegen oder unbedeutlich hinzu. — „Kannst Du mir die Dame vielleicht beschreiben?"

„Mein Gott, Onkel, was tut's zur Sache, wie die Gans aussieht!" Rich war sehr ungeduldig.

Eckbrecht hustete stark, dann meinte er ärgerlich: „Eigentlich müßtest Du von Deinen künftigen Verwandten höflicher sprechen, Erich! . . . Wie sieht sie aus? . . . Du sagtest's noch nicht."

„Nun ja! — schlank — königlicher Wuchs, Mund gewöhnlich, vielleicht etwas schalkhaft, Haare kastanienbraun, Augen . . ."

„. . . schwarz, Teint blaß und zart, Nase Ibee gebogen, hört auf den Namen „Lisa" . . . Eckbrecht war unwillkürlich fortgefahren, aber er unterbrach seine Beschreibung und schritt hastig hin und her, als Rich erstaunt fragte: „Aber Onkel, Du kennst ja diese Dame! Alles stimmt — sogar der Name!"

„Neb kein Stuß, Junge! — Alles nur Kombinationen!" murrte Eckbrecht und das Kerlchen wagte trotz seiner jugendstürmerischen Ungeduld nichts zu sagen, denn der Onkel schien Hochwichtiges zu denken, er machte wenigstens sein Besichtigungsgesicht.

Schließlich blieb Eckbrecht stehen, sah den jungen Menschen an, dann wieder weg und abermals an und sagte: „Mein lieber Neffe, da Du mir versichert, Dein Herz geprüft zu haben, und glaubst, daß Du die Richtige gefunden hast, so hätte ich als Dein Vormund nichts einzuwenden . . ."

„Das hoffte ich . . . aber die Tante . . .!"

„Bring mich nicht aus dem Konzept! — Natürlich muß ich erst beide Damen kennen lernen, ehe ich für Dich den Freiwerber spiele. — Indes, ich werde die Sache anders anfangen, als Du denkst. Du wirst auch nicht verlangen, daß sich Dein Onkel für Dich 'ne Abfuhr holt — noch dazu wegen eines Assessors. Nein, mein Junge! — Li . . . die Dame muß Dir ihre Nichte aus freien Stücken geben. — Darum höre meinen Plan! — Uebermorgen bezieht mein Bataillon hier in der Nähe Biwak, wozu wir noch altherkömmlicher Sitte unsere Quartierwirte einladen. — Also auch Du!" —

„Alles recht und gut! — Aber sie werden nicht kommen!"

„Dann wirst Du in Gottes Namen durch die Tante den Assessor miteinladen, dann werden sie kommen. Hauptsache aber ist, daß die Tante kommt — verstehst Du? —: Die Tante!"

„Wohl! — Die Tante! — Und weiter?"

„Alles andere findet sich."

„Und Du glaubst, daß . . .?"

„Ich glaube fest, daß Du an dem Abend Verlobung feierst. Und jetzt: Abmarschiert! — Adieu!"

„Ich danke Dir, bester Onkel! — Schade, daß ich Dir nicht denselben Dienst erweisen kann. Weiß Gott, ich tät's so gerne!"

„Sag, sag man! später vielleicht!" Eckbrecht zwickte ein paarmal hastig in der Nase.

Der Leutnant ging, doch drehte er sich an der Tür noch einmal um, flog auf Eckbrecht zu und schloß ihn in jugendlicher Rührung in seine Arme: „Ach, Onkel Eckbrecht, ich bin ja so glücklich!"

„Ach Jungchen — ich ja auch!"

*

Die Sonne hüllte sich im Westen in ihr rotgoldenes Abendgewand, als das Jägerbataillon am übernächsten Tage auf einem Hochplateau sein Biwak schlug. Vor dem Zelt des Stabes saß auf einem Feldstuhl Eckbrecht, dem sein Adjutant, Leutnant Peters, vergeblich die morgige Kriegslage klarzumachen versuchte. Eckbrecht schien auch selbst seine nervöse Unruhe einzusehen, da er sich jetzt an Peters wandte: „Wissen Sie was, lieber Peters, sparen wir uns das Zeug bis morgen — ich bin nicht aufgelegt dazu." — Und nach einer Weile, während der Peters seufzend Karte und Kriegslage wegsteckte, fragte er: „Wieviel Pullen Sekt haben wir noch?"

„Vier, Herr Major."

„Langt nicht. — Will Ihnen was sagen. Wir erwarten heute Besuch. Pumpen Sie sich von jeder Kompagnie noch 'ne Pulle!" Peters wandte sich dienstbeflissen. — „Oder, halten Sie mal! Laden Sie sämtliche Offiziere des Bataillons zu uns ein samt ihren Gästen und pumpen Sie statt einer zwei Pullen! . . . Und nich' wahr, lieber Peters, Sie sind so liebenswürdig und arrangieren die Sache 'n bißchen nett. Sie wissen ja, daß die Tische nich' wackeln, keine Stühle zusammenbrechen! — Wäre mir äußerst unangenehm . . ."

Die Gäste des Majors kamen bald unter Führung Rich's, der ihnen halbwegs entgegengegangen war. Rich stellte vor. — In Fräulein Lisas schönem Antlitz wechselten Röte und Blässe, als sie den Major sah, dann noch einmal bei der Nennung seines Namens.

Eckbrecht mußte sich selber zurufen: „Ruhig Blut, alter Junge! Zwölf Jahre hast Du's aushalten können, — also ruhig Blut!", bis er das Oberwasser der Situation fand und lächelnd sagte: „Dürfen wir die Damen durch die Freuden und Leiden unseres Biwaks führen? — Du machst wohl den Führer, Rich!"

Doch noch ehe Rich mit Grete und dem Assessor voranschritt, fragte er ihn heimlich: „Also, 's ist Euch beiden Ernst?"

„Rößig, Onkel! — Wir gehen füreinander durchs Feuer!"

„Gut! — Rasch vorangehen! — Gratuliere übrigens! — Nettes Mädel! . . ." Dann wandte er sich Lisa zu: „Gnädiges Fräulein, darf ich bitten?"

Die Jungen waren schon voraus, daß sie es nicht mehr hören konnten, als Lisa dringend fragte: „Eckbrecht, willst Du mir sagen, was das alles heißen soll?"

„Sofort, gnädiges Fräulein!" Noch schien Eckbrecht ruhig.

„Bitte, laß das „gnädige Fräulein", Eckbrecht!" unterbrach ihn Lisa, „ich denke, wenn man sich einmal so gekannt hat wie wir zwei! . . ."

„Pardon, Lisa, ich wollte nicht von uns sprechen", kam es nun nicht mehr so sicher von des Majors Mund, „sondern von meinem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120915024/fragment/page=0002